

Imperialismus der Bismarckzeit — Friedrich Fabri

Problem-Export

Vom Menschenfischer zum Profitjäger / Von Jochen Steffen

Wenn die Angst um Besitz, Ordnung und Religion die Gehirne ergreift, wird sie zur imperialistischen Gewalt. Diese Gewalt wendet die Angst nach außen, ohne ihre Ursachen zu beseitigen. Sie vermehrt den materiellen Besitz weniger einzelner; sie revolutioniert die bereits gestörte „Ordnung“ aller erneut; sie materialisiert die Religion bis zur reinen „Sagen Gott, meinen Kattun (oder Schnaps)“-Ideologie. Wer seine eigenen Probleme nicht in der eigenen Gesellschaft lösen will, die Lösung durch aggressiven Export der Probleme anstrebt, der wird die Probleme vergrößern und unter ihrer zurückrollenden Lawine das begraben sehen, was zu verteidigen er auszog.

Das ist die Moral der Geschichte des Friedrich Fabri, eines frommen Missionsmanagers, der zum „Vater der deutschen Kolonialbewegung“ wurde. Es ist der Weg vom Menschenfischer zum Profitjäger:

Klaus J. Bade: „Friedrich Fabri und der Imperialismus in der Bismarckzeit. Revolution — Depression — Expansion“. Atlantis Verlag, Freiburg 1975; 579 S., 42,— DM.

Bade hat viel Material verarbeitet, um diesen Weg sauber zu dokumentieren. Es ist eines jener Bücher, das den Rezensenten vor eine unbequeme Alternative stellt. Entweder tut er so, als sei er noch gescheiter und noch wissender als der Verfasser — oder er gibt eine Inhaltsangabe. Wenn er beides nicht will, da er weder noch mehr weiß noch den Waschzettel des Verlages schamlos ausbeuten will, dann stellt er vor, was ihm bemerkenswert und exemplarisch erscheint. Denn man soll nie die Hoffnung aufgeben, daß die Menschen doch einmal etwas aus der Geschichte lernen könnten.

Dieses Buch kann sehr deutlich machen, daß wir — wahrscheinlich gerade in eine längere Depressionsphase eingetreten — zwar die Mittel und Techniken der Expansion verfeinert haben bis zum informellen Imperialismus der Entwicklungshilfe, aber grundsätzlich immer noch versuchen, die Probleme im eigenen Haus zu exportieren, um sie in fremden Häusern zu deren Lasten lösen zu können. Wir nennen das heute nicht mehr Kolonialismus, sondern weltweite, partnerschaftliche Kooperation nach den Prinzipien der Marktwirtschaft. Das letztere sichert bereits das Fortbestehen an sich unhaltbarer Zustände. Und wer genauerinhört, der vernimmt auch den kolonialistischen Grundton, nach dem es möglich ist, die eigenen Probleme auf Kosten anderer nachhaltig zu lösen.

Friedrich Fabri versteht seine politisch-ökonomischen Untersuchungen als die Entdeckung objektiver Gesetze. Die „soziale Frage“ wird durch sie erzeugt, und deshalb kann man ihr gegenüber „neutral“ sein. Das bedeutet, sie soll nicht gelöst werden — weil sie nach seinem Verständnis so nicht gelöst werden kann und darf — durch Veränderung des Wirtschaftssystems und der Eigentumsverhältnisse über den Boden, sondern sie erzwingt vielmehr die Expansion.

Menschen sollen exportiert werden und damit ein Teil der „sozialen Frage“. Das geht bis zu den „Verbrecherkolonien“ für die politisch gefährlichen Elemente. Es sollen Ressourcen gesichert und Nachfrage nach heimischen Produkten erweitert werden. Das geschieht über die exportierten Deutschen und über die zur Arbeit und Nachfrage zu erziehenden Eingeborenen. Die Mittel hierfür sind das große Kapital und eine zielbewußte Politik der Regierung des Reiches. Das alles ist für ihn sachnotwendig und deshalb für ihn eigentlich keine Politik.

Die Umsetzung dieser Vorstellungen erfolgt nach praktischen Bedingungen (Vereine, Lobbys, Pressekampagnen, „Volksbewegungen“), wie sich der kleine Moritz „die Politik“ vorstellt. Dies Buch ist wieder einmal eine handfeste Untermuerung der These, daß „die Politik“ tatsächlich so verläuft, wie der kleine Moritz sich das vorstellt.

Das große Kapital ist sehr viel dümmer als seine Trommler und Bannerträger, die „großen Kolonisatoren und Kapitalisten“ (zum Beispiel Woermann) sehr viel kurzfristiger und raffgieriger handelnd als der sachrational und strategisch denkende Propagandist. Der „große Staatsmann“ Bismarck meint, sich der Welle zu Wahlkampfzwecken bedienen zu können, und ihm wird bis zum Lebensende gar nicht klar, daß diese auf globale imperialistische Politik tendierende Welle ihn aus dem Kabinett und der Kabinettpolitik gespült hat. Und — natürlich — es fehlt auch nicht am erbärmlichsten Mißbrauch sittlicher Normen (Antisklavereikampagne), um die Handelskonkurrenz auszuschalten und um selbst Kontraktsklaven zu rekrutieren, die man „zur Arbeit erziehen“ will.

Friedrich Fabri könnte — und das ist kaum übertrieben — heute noch dem deutschen Außenminister die Passagen seiner Rede vor den UN zur neuen Weltwirtschaftsordnung schreiben, während der Schnaps- und Kanonenbootimperialismus seiner großen Zeitgenossen längst mit dem gnädigen Schleier historischen Vergessens bedeckt worden ist. So wenig und so viel zugleich hat sich geändert.

Gerade weil Bade seine Studie nicht als Entlarvung angelegt hat, wirkt sie unglaublich entlarvend. Sie enthüllt den Denkmechanismus, der die Angst vor gesellschaftlich-wirtschaftlicher Veränderung bei sich selbst in den scheinbar sachrationalen Zwang zur „humanen Veränderung“ bei anderen umfälscht. Sie zeigt die Unfähigkeit des „großen Kapitals“, nicht die Henne in den Suppentopf zu stecken, die erst in zehn Jahren goldene Eier zu legen verspricht. Sie offenbart die Rolle der großen Politik, die zu manipulieren meint, wo sie längst geschoben wird und die Rolle des Vershobenen spielt.

Und sie demonstriert die „Nützlichkeit“ einer Religion, die bei alledem noch ein Gewissen vermittelt, das sich als Ruhekitzen gebrauchen läßt. Das nicht aufwacht, wenn man aus den Gewehren und mit der Munition beschossen wird, die man selbst über die Handelsgesellschaft verkauft hat. Das sich damit begnügt, lamentierend neben den Praktiken des Schnapshandels, der Befriedigungsaktionen und der Arbeitskraftrekrutierung zu stehen, die man selbst mit herbeigerufen hat. Und das alles, obwohl man wußte: „Eure Aufgabe ist es, Christum zu predigen und die Seele eures Volkes zu retten; jene aber wollen sich selbst bereichern, wollen Handel, Gewerbe, Industrie, unbekümmert, ob das Volk darüber zugrunde geht.“ (Deputation der Rheinischen Mission an die Namakonferenz, 29. 12. 1884. Bade a. a. O., S. 225 f.).

Das Reich war so sehr von dieser Welt geworden, daß die Seelen schon in diesem waren. Fabris Mitkämpfer Hübbe-Schleiden hielt am 10. April 1878 in seinem Tagebuch fest: „Wenn Johannes heute seine Offenbarung schreiben sollte, er würde wahrscheinlich von der Gründung des neuen Jerusalem auf Aktien träumen.“ (Bade, S. 415). Menschenfischen und Profitjagd waren zwei Seiten einer Medaille geworden. Vom Missionsmanager Fabri zum Kolonialpropagandisten war kein Schritt.